

Wolfgang Huber

## **Zuversicht stiften**

### **Der Beitrag von Stiftungen zu einer nachhaltigen Entwicklung in Kirche und Gesellschaft**

Vortrag beim Kongress kirchlicher Stiftungen in Hannover  
am 6. September 2013

I.

“Die Mitgliederzahlen der Parteien gehen insgesamt zurück. Aber die Zahl der Bürgerinitiativen, Projektgruppen, Stiftungen wächst. Deshalb empfehle ich ..., den Bürgern zuzuhören. Das müssen wir tun, um die Sorgen der Menschen zu kennen, aber auch ihre Ideen, ihr Engagement.“ Mit diesen Worten hat der damalige Bundespräsident Horst Köhler vor einigen Jahren auf die Bedeutung von Stiftungen hingewiesen. Dieser Satz lässt sich leicht auf die Situation der Kirchen übertragen: Die Mitgliederzahlen in den Kirchen gehen insgesamt zurück. Aber die Zahl der Fördervereine, Projektgruppen und Stiftungen wächst. Deshalb ist es wichtig, auf die Engagierten in unseren Kirchen wie an ihren Rändern zu achten. Das müssen wir tun, um zu wissen, was die Menschen in unsere Kirche einbringen wollen und wofür sie sich begeistern lassen.

In Kirche und Gesellschaft gehören Stiftungen zu den wachsenden, expansiven Bereichen. Das Engagement in Stiftungen wächst – und zwar nicht nur dort, wo großes Kapital einzusetzen ist, sondern auch dort, wo große Aufgaben zu lösen sind. Seit der Jahrtausendwende hat sich das Engagement in diesem Bereich

ungefähr verdoppelt. In die Kirchen kommt damit etwas zurück, was in ihrem eigenen Bereich entstanden ist. Denn das Stiftungswesen hat eigene, tief in das Mittelalter zurückreichende Wurzeln. Doch heute ist es eine verbreitete Gestaltungsform zivilgesellschaftlichen Engagements. Wenn in den Kirchen an diese Gestaltungsform angeknüpft wird, mag man das einerseits unter die biblische Aufforderung stellen: „Seid klug wie die Schlangen und ohne Falsch wie die Tauben“ – oder auch\_ „Prüfet alles und das Gute behaltet.“ Man kann dies aber auch mit dem Leitgedanken verbinden, dass den Kirchen auf dem Weg über die Gesellschaft etwas ihnen selbst Eigenes auf neue Weise begegnet. Unter beiden Gesichtspunkten bestehen viele gute Gründe dafür, von dieser Gestaltungsmöglichkeit einen ebenso intensiven wie gut überlegten Gebrauch zu machen.

Über Stiftungen zu sprechen, heißt, Erfolgsgeschichten zu erzählen. Begeisternde Beispiele für das Engagement einzelner und ganzer Gruppen lassen sich unter diese Überschrift fassen. Wer die Sorge hat, dass unsere Gesellschaft im Individualismus oder gar im Egoismus versinkt, kann wieder Zuversicht gewinnen, wenn er sich die Geschichte von Stiftungen anschaut. Wer das Ausmaß betrachtet, in dem Stiftungen gegenwärtig boomen, ist zugleich gut beraten, darauf zu achten, dass es Stiftungen mit langer Geschichte und von ehrwürdigem Alter gibt. Von Nachhaltigkeit lässt sich nicht nur deshalb reden, weil Stiftungen ihrer Intention nach auf die Zukunft ausgerichtet sind; nachhaltig sind sie auch in der Hinsicht, dass sie eine zum Teil lange Geschichte haben.

Die erste Stiftung, in der ich selbst Verantwortung übernahm, hat freilich eine junge Geschichte. Sie wurde vor knapp dreißig

Jahren gegründet. Kurz nach ihrer Gründung wurde ich Mitglied des Kuratoriums. Ein Industrieunternehmen, dessen Gesellschafter ausschließlich Familienmitglieder sind, bildet die Plattform. Ein Teil der ungefähr 300 Familienmitglieder hatte erhebliche Bedenken dagegen, sich einfach auf Grund ihrer Familienzugehörigkeit und dank der Arbeit anderer finanziell zu bereichern. Sie erreichten, dass eine gemeinnützige Stiftung als Kommanditistin des Unternehmens errichtet werden konnte. Die Integration ausländischer Mitbürgerinnen und Mitbürger in die Arbeitswelt, die Integration psychisch Kranker, der Kampf gegen Ausländerfeindlichkeit und die Erziehung zu demokratischer Beteiligung, auch unter Beteiligung der Medien, wurden zu Schwerpunkten der Stiftungsarbeit.

Aus der Reihe der Stiftungen, in deren Entstehung und Entfaltung ich seitdem verwickelt war, nenne ich noch eine weitere, die nicht im kirchlichen Bereich beheimatet ist: die Stiftung Schloss Neuhardenberg. Sie hat sich die kühne Aufgabe gestellt, einen bemerkenswerten Ort deutscher Geschichte wiederzugewinnen, den Wohnort des preußischen Reformers und Staatskanzlers Karl August Fürst von Hardenberg, dessen Nachfahre Carl-Hans Graf von Hardenberg (selbst auch der Namensgeber einer Stiftung) zum Widerstand gegen Adolf Hitler gehörte. Das Schloss der Hardenbergs zerfiel in der Zeit, in welcher der Ort den Namen Marxwalde trug; es wiederzugewinnen hieß zugleich, ihm eine neue Aufgabe zu geben. Dem widmet sich die Stiftung Schloss Neuhardenberg, die das Schloss als Zentrum für Kunst und Kultur, Wissenschaft und Wirtschaftsethik, grenzüberschreitende Dialoge

(den Dialog zwischen den Religionen eingeschlossen) sowie als Ort für Tagungen, Konferenzen und Veranstaltungen betreibt.

Das sind zwei Beispiele für Stiftungen, die aus der Verantwortungsbereitschaft von Wirtschaftsunternehmen oder ihren Gesellschaftern für das Gemeinwohl entstehen. Daneben habe ich im Lauf der letzten 25 Jahre mit Stiftungen Erfahrungen gesammelt, die sich der Initiative von Einzelpersonen verdanken. Der Wunsch, dem Gemeinwesen etwas von dem Glück zurückzugeben, das jemand erlebt hat, ist mir dabei immer wieder als bestimmendes Motiv entgegengetreten. Ein Fußballer, der eine prägende Rolle in der Nationalmannschaft der WM 2006 gespielt hat, engagiert sich für die Chancen Jugendlicher; ein Rocksänger, dem eine lange Karriere geschenkt wurde, sorgt sich um die soziale Integration junger Menschen. Ein Ehepaar, dem ein langer gemeinsamer Weg mit ungewöhnlichen wirtschaftlichen Erfolgen zuteil wurde, ruft eine Stiftung ins Leben, die neuen Initiativen in der Fürsorge für alte Menschen gewidmet ist. Jedes Mal spüre ich hinter solchen Initiativen das Motiv, die eigenen Leistungen nicht nur als persönliches Verdienst, sondern zugleich als unverdientes Geschenk anzusehen, dessen Früchte auch anderen Menschen zu Gute kommen sollen. Ich erlebe auch immer wieder, dass Künstler, Sportler oder Unternehmer, die durch ihre Leistungen zu öffentlichen Personen werden, durch ein solches Engagement zu Vorbildern für die nächste Generation werden können.

Erstaunlich viele der Stiftungen, in deren Aktivitäten ich durch Kuratoriumsarbeit oder auf andere Weise hineingezogen wurde, konzentrieren sich auf Initiativen für die junge Generation. Dadurch, dass die Form der Stiftung als Instrument gewählt wird, soll dieser

Einsatz für die Chancen junger Menschen aus den Zufälligkeiten konjunktureller Entwicklungen, momentaner Ertragslagen oder aktueller Finanzierungsprobleme herausgenommen werden. Die Evangelische Kirche Berlin-Brandenburg hat die von ihr gegründeten und unterhaltenen Schulen in eine Stiftung überführt, um diese pädagogische Arbeit langfristig sicher zu stellen. Der Verein der Fußball-Bundesliga, dem ich in guten wie in schwierigen Tagen die Treue halte, unterstützt seine Nachwuchsarbeit durch eine Stiftung. Diese Form nötigt dazu, dabei nicht nur auf die Förderung potentieller Bundesligaspieler zu achten, sondern auch den Breitensport und dessen sozial integrative Bedeutung im Sinn zu haben.

Die Idee, wissenschaftliche Projekte durch Stiftungen zu fördern, fasziniert mich. Eine Stiftung widmet sich dem theologischen Erbe Dietrich Bonhoeffers; eine andere befasst sich, ebenfalls an Dietrich Bonhoeffer anknüpfend, mit der Aufgabe, den theologischen Austausch zwischen Europa und den USA zu stärken; eine andere Stiftung, die in Wittenberg angesiedelt ist, widmet sich der Wirtschaftsethik in einer globalisierten Welt.

Mehrere der Stiftungen, mit denen ich verbunden bin, sind dem kulturellen Erbe wie der kulturellen Zukunft verpflichtet. Für den Dialog mit der zeitgenössischen Kunst haben wir, in schwieriger Zeit, in Berlin eine kirchliche Stiftung errichtet. Die Evangelische Kirche in Deutschland hat ihr Engagement in Wittenberg in der Form einer Stiftung verstetigt; die Unterstützung evangelischer Schulen wurde in einer Schulstiftung gebündelt; die Erhaltung von Kirchengebäuden wurde durch die Stiftung KiBa einer breiteren Öffentlichkeit nahe gebracht. Der kühne Plan, die mutwillig dem

Erdboden gleichgemachte Garnisonkirche in Potsdam, die bedeutendste Barockkirche Norddeutschlands, wieder aufzubauen, wird von einer Stiftung vorangetrieben. Die Bundesregierung hat gerade beschlossen, dieses Vorhaben mit mehr als 12 Millionen Euro zu fördern.

Trotz solcher Beispiele wäre es verkehrt, Stiftungen als ein neues Phänomen anzusehen. Sie haben eine lange Geschichte. Mit Dankbarkeit denke ich an die Vielzahl diakonischer Stiftungen, deren Geschichte bis in die Mitte des 19. Jahrhunderts zurückreicht. Dass sie in all ihren Aktivitäten der Gemeinnützigkeit verpflichtet ist, hat mit ihrem Charakter als Stiftung zu tun. Dass sie in ihren Strategien auf lange Fristen ausgelegt ist, ergibt sich aus ihrer eigenen, langen Geschichte.

Eine andere Gruppe von Stiftungen – auch im evangelischen Bereich – hat eine kontinuierliche Geschichte, deren Anfänge bis in erste Jahrtausend christlicher Zeitrechnung zurückreicht. Seit dem Jahr 1162, in dem am Ort des heutigen Doms von Brandenburg ein Prämonstratenserkloster gegründet wurde, gibt es eine ununterbrochene Geschichte des Stifts, der Stiftung am Ursprungsort der Mark Brandenburg. Der Dreiklang von Glauben, Bildung und Wirtschaft, der für diese Wiege der Mark charakteristisch ist, zieht sich durch ihre ganze Geschichte. Deshalb konnte die Eigenständigkeit des Domstifts auch in der Zeit der DDR bewahrt werden. Diese Eigenständigkeit spielte zugleich eine große Rolle, als vielfältige private und öffentliche, kirchliche und staatliche Kräfte nach 1990 in Anspruch genommen wurden, um den „Dom in Not“ zu retten und dem Domstift durch neue geistliche, kulturelle

und wirtschaftliche Aufgaben eine gute Zukunft zu eröffnen. Viele hier im Raum können vergleichbare Stiftungsgeschichten erzählen.

Mit diesen Streiflichtern auf Stiftungen, mit denen ich persönlich verbunden bin, wollte ich Sie nur dazu anstacheln, Ihre eigenen Erfahrungen zu mobilisieren, um vor ihrem geistigen Auge ein Bild von der Vielfalt von Stiftungsformen und Stiftungszwecken in Kirche und Gesellschaft entstehen zu lassen. Noch etwas anderes lässt sich an diesen Beispielen – und am eigenen Terminkalender – verdeutlichen: Stiftungen haben ein einnehmendes Wesen; sie greifen nach unserer ehrenamtlich verfügbaren Zeit; sie binden unser Engagement. Sie wecken Begeisterung; denn ihre Ziele leuchten unmittelbar ein. Sie verdanken sich der Kühnheit, dem unkonventionellen Geist und dem Wagemut ihrer Gründer. Das weiterzuführen und weiter zu tragen, was sie in Gang brachten, lohnt den Einsatz. Sie belegen, dass wirtschaftliches Handeln einen Sinn haben kann, der über den unmittelbaren Gewinn und den eigenen Profit hinausgeht. Stiftungen bürgen für die Einsicht, dass Eigentum verpflichtet. Sie sind ein wichtiges Unterpfand für eine Gesellschaft, in der Gemeinwohl und Eigennutz miteinander in der Balance bleiben können.

II.

Zuversicht zu stiften – das ist eine gute Beschreibung für den Sinn von Stiftungen. Doch das Wort ist derzeit nicht *en vogue*. Wir sprechen stattdessen von Nachhaltigkeit. Dieses Wort hat Konjunktur. Aber was ist damit gemeint und woher stammt es?

Bei dem gegenwärtig so viel diskutierten Prinzip der Nachhaltigkeit geht es um eine alte Einsicht mit biblischen Wurzeln,

die freilich über lange Zeit verschüttet war. Der Begriff der Nachhaltigkeit beschreibt – übrigens besser als die Rede von der „Bewahrung der Schöpfung“ – die Einsicht, dass beides zusammengehört: das Bewahren und das Bebauen, das Erhalten und der Wandel.

Das Wissen, dass die Verantwortung für unser Handeln dessen langfristige Folgen einschließt, ist vor allem in der Land- wie in der Forstwirtschaft seit Jahrhunderten fest verankert. Das heute so beliebte Wort „Nachhaltigkeit“ ist zuerst überhaupt für die Forstwirtschaft geprägt worden; Carl von Carlowitz hat 1713 zum ersten Mal in diesem Sinn von „nachhaltender Nutzung“ gesprochen. „Nachhaltigkeit“ als Substantiv findet man dann gegen Ende des 18. Jahrhunderts in einem einschlägigen Lexikon unter dem Stichwort „nachhaltig Holz hauen“. Zu Grunde liegt das Wort „Nachhalt“, das die Reserve bezeichnet, die man für schlechte Zeiten zurückbehält. Als nachhaltig gilt eine gleichmäßige und dauerhaft mögliche Holznutzung. Wer nachhaltig wirtschaften will, muss auf einen guten Altersaufbau des Waldes achten, um einen langfristigen Ertrag zu sichern. Schon im Jahr 1810 wird dann der Grundsatz nachhaltigen Handelns dahingehend formuliert, „dass die Nachkommenschaft wenigstens ebenso viel Vorteil daraus ziehen kann, als sich die jetzt lebende Generation zueignet“. In solchen Zusammenhängen wird also die Vorstellung von einem Generationenvertrag geprägt, dem zufolge wirtschaftlich effektives Handeln sich nicht nur am eigenen Vorteil, sondern auch am Nutzen für die nächste Generation ausrichtet.

Die Reichweite solcher Überlegungen hat sich seit der Formulierung dieses Grundsatzes vor genau zweihundert Jahren



dramatisch erweitert. Mit dem demographischen Wandel hat der Generationenvertrag einen völlig anderen Sinn angenommen. Es tritt nicht nur in den Blick, was die jetzige Generation einer künftigen an Entscheidungsmöglichkeiten hinterlässt. Genauso wichtig wird die Frage, was die jetzt arbeitende Generation aufwenden muss, um der aus dem Arbeitsleben ausgeschiedenen Generation einen angemessenen Lebensabend zu ermöglichen. In solchen Zusammenhängen wird zu Recht die Forderung laut, dass der Eigenvorsorge ein größeres Gewicht zukommen solle. Das ist freilich nur möglich, wenn der Wert dessen, was man für das Alter aufbewahrt, erhalten oder sogar gesteigert werden kann. Die Unsicherheit, wie weit das möglich ist, ist groß. Auch auf Stiftungen hat das massive Auswirkungen. Stiftungserträge, die in früheren Jahren die Stiftungsaufgaben auskömmlich finanzierten, reichen oft

vo

Heute sehen wir – zumindest ansatzweise – ein, dass zukunftsfähiges Handeln sich an Grundsätzen der Nachhaltigkeit und des Generationenvertrags ausrichten muss. Diese Art von Verantwortung ist für unsere Zukunftsfähigkeit, für die Bildung tragender Werte, für die Nachhaltigkeit unseres Lebens und Wirtschaftens von entscheidender Bedeutung. Nachhaltigkeit richtet sich an dem Grundsatz aus, dass wir den Generationen, die nach uns kommen, nicht weniger Freiheitsmöglichkeiten hinterlassen wollen, als wir sie selbst für uns in Anspruch nehmen. Das Prinzip der Nachhaltigkeit erkennt zugleich an, dass nicht nur Menschen über einen Eigenwert verfügen, sondern dass dieser Eigenwert auch der Natur zukommt, deren Teil wir Menschen sind.

Der Klimawandel ist im 21. Jahrhundert die zentrale Herausforderung menschlicher Schöpfungsverantwortung. Aber das noch immer erschreckend hohe Maß an Armut auf unserem Globus oder die unvorstellbaren Lasten, die wir kommenden Generationen durch eine ins Immense gewachsene Staatsverschuldung aufbürden, sind Herausforderungen von vergleichbaren Dimensionen.

Es ist höchste Zeit, dass wir Nachhaltigkeit als eine Grunddimension von sozialer Verantwortung in unsere Vorstellung von sozialer Marktwirtschaft aufzunehmen. Ebenso wichtig ist es, dass diese Nachhaltigkeit im staatlichen Handeln auf überzeugende Weise umgesetzt wird. Nachhaltiges Handeln von Stiftungen liegt deshalb nicht nur in ihrem eigenen Interesse; es leistet zugleich einen Beitrag zu dem überfälligen Bewusstseinswandel in Gesellschaft, Kirche und Staat.

An den gerade geschilderten Herausforderungen zeigt sich, dass man den Gedanken der Nachhaltigkeit nicht auf den Bereich der Ökologie beschränken kann. In seiner modernen Verwendung ist der Begriff jedoch weithin auf diesen Bereich oder noch enger auf die Vereinbarkeit von Ökonomie und Ökologie konzentriert. Das beginnt mit dem Bericht der Brundtland-Kommission für Umwelt und Entwicklung aus dem Jahr 1987, der um den Begriff des „Sustainable Development“ kreist, und findet vor allem in der Agenda 21 des Erdgipfels von Rio de Janeiro im Jahr 1992 Ausdruck. Die Gründung des deutschen „Rats für Nachhaltige Entwicklung“ im Jahr 2000 steht in dieser Tradition; ausdrücklich ist dessen Arbeit auf die „intelligente Verknüpfung von Ökologie und Ökonomie“ ausgerichtet.

Doch so wichtig der Bereich ökologischer Verantwortung ist, so wichtig ist es zugleich, dass wir neben der ökologischen und der ökonomischen auch die soziale und kulturelle Nachhaltigkeit im Blick haben. Ob unsere Gesellschaft zukunftsfähig ist, entscheidet sich nicht nur daran, ob wir mit den natürlichen Ressourcen verantwortlich umgehen und unsere Wirtschaft leistungs- und wettbewerbsfähig erhalten. Es entscheidet sich ebenso daran, ob wir die Institutionen des sozialen Zusammenlebens pfleglich behandeln, ob wir unsere kulturelle Identität bewusst bewahren und weiterentwickeln, ob es uns gelingt, ein Bild von der Zukunft des gemeinsamen Lebens in unserer Gesellschaft zu entwerfen und für dieses Bild einzutreten. Sonst könnte es sein, dass wir wichtige Elemente des sozialen Zusammenhalts und des kulturellen Erbes innerhalb kurzer Zeit verspielen, ohne dass irgendein tragfähiger Ersatz dafür in Aussicht steht.

Das Schlüsselthema, an dem sich für mich eine solche umfassendere Betrachtung von Nachhaltigkeit entscheidet, ist die Familie. Der Übergang zu Familienformen, die von der Gleichberechtigung zwischen Männern und Frauen in der Berufstätigkeit wie in der Familienarbeit geprägt sind, verdient besondere Förderung; das Ja zur Familie und zu familienunterstützenden Maßnahmen sollte sich nicht in dem Ruf nach mehr staatlichen Mitteln für diesen Bereich erschöpfen. Zur Familie Ja zu sagen, bedeutet, die Förderung von Kindern und Jugendlichen ebenso in den Blick zu nehmen wie den Respekt und die Fürsorge für alte Menschen. Es bedeutet zugleich, die Vielfalt von Familienformen in einer kulturell pluralen Gesellschaft nicht als Grund dafür zu benutzen, den besonderen Schutz für Ehe und

Familie hintanzustellen. Ich würde mich freuen, wenn Stiftungen im kirchlichen Bereich sich verstärkt dieser Aufgabe widmen würden und damit einer Zielsetzung das nötige Gewicht geben würden, die der Rat der EKD im Jahr 2008 auf die Formel gebracht hat, es gehe darum, Ehe und Familie „sozial und kulturell zu stärken“.

Das Eintreten für eine Welt, in der Kinder und Enkel leben und sich entfalten können, erweist sich als eine Aufgabe von höchster Priorität. Dazu gehört der sorgsame Umgang mit dem kulturellen Erbe und dessen Weitergabe an die nächste Generation.

Das hohe Engagement vieler Stiftungen für die Erhaltung des kulturellen Erbes gerade auch im Osten Deutschlands hat mir immer wieder deutlich gemacht, dass zur Nachhaltigkeit nicht nur der Blick in die Zukunft, sondern ebenso der Blick in die Vergangenheit gehört. Die uns heute übertragene Verantwortung hat nicht nur eine nach vorn gerichtete prospektive, sondern ebenso eine auf die Geschichte gerichtete retrospektive Seite. Ohne Herkunft keine Zukunft: diese Einsicht bricht sich wieder Bahn. Sie nötigt dazu, dass wir uns den Traditionsabbrüchen stellen, durch die unsere Gesellschaft hindurchgegangen ist, ohne vor ihnen zu kapitulieren.

### III.

Wenn man freilich Stiftungen unter dem Gesichtspunkt der Nachhaltigkeit betrachtet, dann legt sich ein höchst handfester Sinn dieses Wortes nahe.

Stiftungen sind ihrem Wesen nach dadurch nachhaltig, dass ihre Finanzierung auf Dauer angelegt ist. Sie werden so

eingerrichtet, dass der Stiftungszweck nachhaltig verfolgt werden kann. Für jeden, der mit Stiftungen zu tun hat, ist die Finanzierungsregel, der sie zumeist unterliegen, mühsam und beruhigend zugleich. Das Stiftungskapital ist ungeschmälert zu erhalten; das ist mühsam, weil es die für aktuelle Aufgaben zur Verfügung stehenden Mittel auf den Ertrag des Stiftungskapitals beschränkt. Wenn das, insbesondere bei niedrigem Zinsniveau, für die Wahrnehmung der Stiftungsaufgaben nicht ausreicht, hilft nur der Weg, zusätzliche Mittel einzuwerben. Da hat man es gerade in der heutigen Zeit mit mancher Hartleibigkeit zu tun; und es bleibt zu hoffen, dass eine wirtschaftliche Lage, in der die Steuereinnahmen von Staat und Kirche die Prognosen übertreffen, auch der finanziellen Ausstattung von Stiftungen zu Gute kommt.

Aber beruhigend ist zugleich, dass die Arbeit einer Stiftung auch über die Zeit der eigenen Verantwortung hinaus weitergehen wird. Auch dass gegenwärtig pro Jahr mehr Stiftungen neu gegründet werden, als noch vor kurzer Zeit überhaupt bestanden, ist kein Grund dazu, Stiftungen in den Strudel unserer schnelllebigen Zeit hineinreißen zu lassen. Stiftungen sind auf Dauer angelegt; sie wählen ihre Aufgaben unter langfristigen Perspektiven. Was sie tun, trägt unter Umständen erst für eine nächste Generation Früchte. Die Finanzierungsaufgaben, denen Stiftungen in der Regel unterliegen, tragen dem Rechnung.

Zugleich bringen Stiftungen einen Geist zum Ausdruck, den unsere Gesellschaft langfristig dringlicher braucht als alles andere. Sie sind von einer Begeisterung geprägt, die über den Tag hinausweist. In ihnen zeigt sich eine Bürgergesellschaft, die den Gemeinsinn nicht für eine Marotte von vorgestern hält. In ihnen

verkörpert sich ein Bild vom Menschen, der über sich selbst hinaus denkt, der seine Identität darin findet, für andere da zu sein. Stiftungen weiten unseren Horizont; sie führen uns aus dem Geist des kurzfristigen Machens hinaus. Sie verhelfen uns zu einem längeren Atem; darin zeigt sich ihre Nachhaltigkeit.

Der Dirigent Ingo Metzmacher hat am Beispiel der Musik deutlich gemacht, dass die Kunst eine besondere Kraft dazu hat, uns aus der Gefangenschaft des kurzfristigen Machens herauszuheben. Er hat deshalb sogar von einer „göttlichen Kraft der Musik“ gesprochen. Als Künstler hat er hinzugefügt: „Wir sitzen eigentlich in einem Boot. Wir, damit meine ich alle die, die an etwas glauben. Denen an einer Nachhaltigkeit gelegen ist. Die der Versuchung widerstehen, um des kurzfristigen Erfolges willen die eigentliche Botschaft zu verraten. Das wird schwerer in einer Gesellschaft, die sich scheinbar nur noch an glänzenden Oberflächen orientiert. Die sich quasi widerstandslos einer über sie hinwegrollenden Informationsflut ergibt. Die keine Stille kennt und kein Innehalten. Dennoch: Wir müssen auf ihr bestehen. Sie ist es wert. Wir dürfen uns nicht beirren lassen.“

Wer durch Stiftungen Zuversicht stiften will, sollte sich also nicht beirren lassen. Das gilt auch für das Stiftungswesen im kirchlichen Bereich. Ihm auch von Seiten der Kirchen selbst Aufmerksamkeit zuzuwenden, hat viele gute Gründe. Die meisten ergeben sich bereits aus dem, was ich bisher gesagt habe. Nur einen Grund will ich noch hinzufügen: Der 1. Petrusbrief bezeichnet die Christen als die „guten Haushalter der vielfältigen (bunten) Gnade Gottes“. Alle Christen werden an dieser Stelle als „Ökonomen bezeichnet“, die verantwortlich mit den ihnen

anvertrauten Gaben umgehen. Zu verantwortlicher Haushalterschaft in der Kirche gehört nicht nur der sorgsame und sorgfältige Umgang mit den etablierten Finanzierungsquellen der kirchlichen Arbeit: Kollekten und Spenden, Kirchensteuer, Kirchgeld und Staatsleistungen, Kostenerstattungen, Mieten, Pachten und Erträgen aus Geldanlagen. Zu verantwortlicher Haushalterschaft gehört auch die Pflege neuer Finanzierungsformen. Zu ihnen zählen insbesondere Fördervereine, Stiftungen und gezielte Formen von Sponsoring und Mäzenatentum.

In einer Phase des demographischen Wandels werden die klassischen Finanzierungsformen weiterhin von großer Bedeutung bleiben, aber in ihren Erträgen zurückgehen. Wer auch in der Zukunft eine vitale Erfüllung kirchlicher Aufgaben und eine mutige Erschließung neuer Felder kirchlichen Handelns für wichtig hält, ist gut beraten, dafür auch neue Finanzierungsformen zu entwickeln und zu unterstützen. Die Kirchen sollten sich, so weit das nicht schon geschieht, für die wichtigsten neuen Finanzierungsformen – Stiftungen und Sponsoring – die notwendige Infrastruktur bereitzustellen. Das setzt im Bereich der kirchlichen Verwaltungen einen beherzten Übergang vom Genehmigungsdenken zum Dienstleistungsdenken voraus. Im Stiftungswesen lag traditionell die wichtigste Aufgabe der kirchlichen Verwaltungen im Bereich der Stiftungsaufsicht. Inzwischen gibt es gute Beispiele für kirchliche Servicezentren für Stiftungen; aber ich bin davon überzeugt, dass dieser Bereich ausbaufähig ist. Stiftungen werden sich eher dann entwickeln, wenn die potentiellen Stifter wissen, dass sie sich auf kirchliche Unterstützung verlassen können, als dass ihnen davor graut, die Hürden der kirchlichen Genehmigung überspringen zu

müssen. Deshalb plädiere ich dafür, kirchlich die Bereitschaft zur Gründung von Stiftungen als eine neue Form des Priestertums aller Getauften anzusehen – genauso wie wir in der Gesellschaft insgesamt die Bereitschaft, Stifter zu sein, als Ausdruck einer lebendigen Zivilgesellschaft würdigen.